

Ein abgebrochenes Reis

Autor(en): **Hügli, Emil**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **11 (1907)**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-576061>

Nutzungsbedingungen

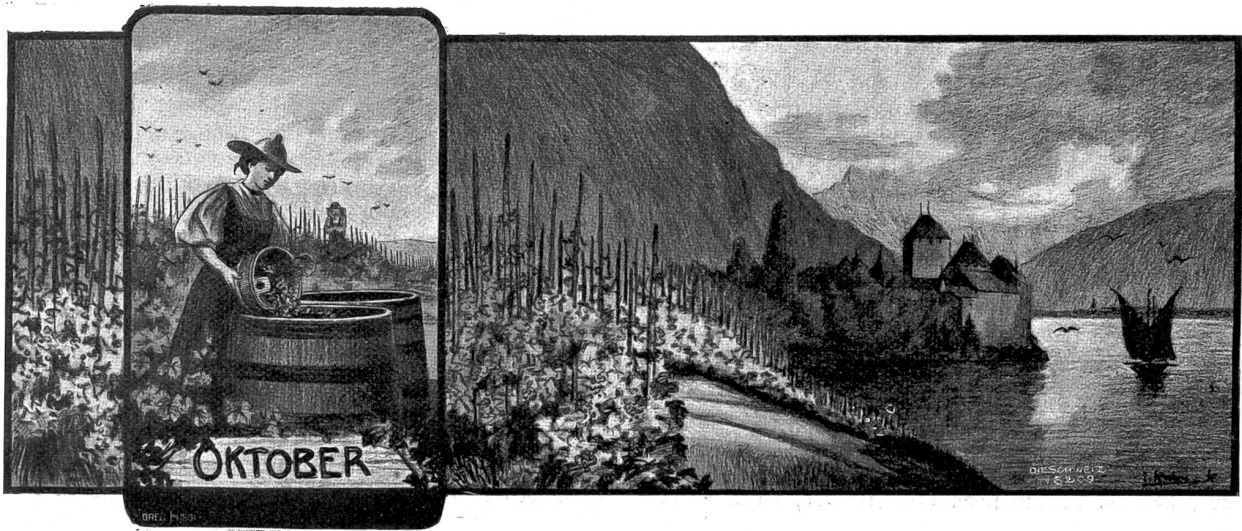
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.




Ein abgebrochenes Reis.

Novelle von Emil Hügli, Chur.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

I.

 Onkel Hans aus Valparaiso war gekommen. Wochenlang hatte die Mutter davon gesprochen, und August hatte den Tag kaum erwarten mögen, auf den der Besuch angesagt war. „Du mußt dann recht zuvorkommend und freundlich mit ihm sein, Gust,“ hatte die Mutter gesagt; „gerade wie er hat sein Bruder, dein Vater selig ausgesehen...“ Und nach einer Weile hatte sie aufseufzend hinzugefügt: „Ach, wenn er nur noch lebte... der liebe, gute Vater...“

Wenn er nur noch lebte! So hatte auch August in diesen letzten Jahren oft gedacht, und jenen Herbsttag, an dem man den Vater tot ins Haus getragen, konnte er nie vergessen. August war Zeuge gewesen, wie die Mutter ihn davor gewarnt hatte, die Birnen eigenhändig von dem mächtigen Baume zu pflücken, der draußen im Felde stand.

„Ei, was denkst du? Du bist ja erst von der schweren Krankheit aufgestanden und noch viel zu schwach!“ hatte sie gesagt.

Aber der Vater hatte nur gelacht: „Ach was! Ich fühl' mich wohler als je. Uebrigens machen mir fremde Leute die Sache nicht sorgfältig genug, und länger können die Birnen nun auch nicht mehr am Baume hangen... Nur immer ruhig Blut!“

Eine halbe Stunde später jedoch knieten Mutter und Kind verzweifelt an der Leiche des stattlichen Mannes, der sich bei jähem Sturz das Genick gebrochen hatte...

„Hätte er damals nur auf mich gehört und meinen Rat befolgt!“ — Wie oft hatte August diese mütterliche Klage seither vernommen!

Doch nun war der Onkel aus Valparaiso da. Er saß neben August im Besuchszimmer auf dem Sofa, während die Mutter eben von der Magd hinausgerufen worden war. Groß war die Mühe, die sich der Knabe gab, den Onkel zu unterhalten und ihm seine Liebe zu beweisen! Denn erstens glich er dem verstorbenen Vater, und zweitens war er ein weitgereifter Mann, vor dem

man Respekt haben mußte. Er hatte das Meer gesehen und den Urwald, mit Indianern gesprochen und Löwen erlegt — Da galt es in der Tat, alles aufzuwenden, um ihm irgendetwas zu bieten! Deshalb hatte August seinen Stolz, die Inponierendste seiner Habseligkeiten, sein reichhaltiges Bilderbuch, die Arbeit vieler Jahre, hervorgeholt. Es war aber auch wirklich ein Staatsbuch. Mit einem bewundernden „Ist's möglich?“ hatte Onkel Hans die Erklärung Augusts begleitet, daß all die sorgsam eingeklebten Bilder von seinem Neffen mit eigener Hand bemalt, ja zum Teil auch selber gezeichnet worden waren. Jetzt schlug August sein Lieblingsbild auf: der Kaiser Napoleon in vollem Ornat und daneben in einzelnen Bildern die zahlreichen Abzeichen seiner kaiserlichen Würde: Krone und Szepter, Reichsapfel und Hermelinmantel, edelsteinbesetzte Gürtel, Schuhe und Handschuhe, Lorbeer- und Eichenkranz. Diese Dinge hatte August sichtlich mit der größten Freude bemalt; kein Strichlein war hier danebengegangen, und um den dunkelgrünen Blättern des Lorbeers ihren eigenen Glanz zu geben, hatte er sie noch mit einer Lösung arabischen Gummis bestrichen. Als sich Onkel Hans dies Blatt mit besonderem Interesse besah, flüsterte August geheimnisvoll: „Siehst du, so einer möcht' ich werden...“

Lächelnd blickte der Onkel dem Knaben in die leuchtenden Schwarzaugen, indem er fragte: „Und warum möchtest du so einer werden?“

Da wurde ihm die Antwort zuteil:

„Weil er ein großer Eroberer war, reich und weltberühmt...“

„Ja,“ ergänzte Onkel Hans, „ganz recht! Hier, der glänzend grüne Lorbeerkrantz ist das Zeichen des Ruhms, und hier, siehst du, das soll der Grundstock zu deinem Reichthum sein...“

Indem er so sprach, griff er hurtig in seine Tasche, deutete auf den Kranz, und nun lag mitten in diesem ein in der Sonne blitzendes Goldstück. Rasch drückte der Onkel seinem Neffen die Hand und sagte:

„Hast recht; sieh' zu, daß du ein ganzer Mann wirst! Und nun leb' wohl, mein Lieber!“

Damit ging er, und August hörte nur noch, wie jener draußen von der Mutter Abschied nahm.

Der Knabe staunte und staunte. Wie eine Sonne funkelte die goldene Scheibe vor seinen Augen. Wie das blitzte und strahlte, glänzte und gleifte! August vergrub die Hände nachdenklich in sein tiefbraunes, wirres Haar-gelock, stützte den vor freudiger Erregung hochglühenden Kopf auf die Arme, die beinahe bis zum Ellbogen aus dem allzu knappen, verwachsenen Rock herauschauten. Morgen, das fuhr ihm durch den Sinn, morgen wollte er das Goldstück mit in die Schule nehmen — da würde es sich jedenfalls herausstellen, daß sich keiner seiner Mitschüler eines solchen Reichtums rühmen konnte. Und er kostete im Voraus schon den Triumph, wenn die Kameraden den Bagen sahen und er als Besitzer erläutern würde: „Ein Geschenk von meinem Onkel aus Valparaiso . . .“

„Um Gottes willen, Gust!“ gellte dem Knaben jetzt die Stimme der Mutter ins Ohr, sodaß er heftig erschraf.

„Um's Himmels willen,“ rief die Mutter noch ängstlicher, als sie den Schreck und die Verlegenheit Augusts wahrnahm, „woher hast du das Goldstück?“

„Der Onkel . . .“ stotterte Gust.

„Nein doch auch! Wie konnte er nur . . .“ fuhr die Mutter entsetzt fort, als hänge an dem Goldstück ein ganzer Sündenknäuel. „Es ist ein unerhörter Reichthum . . . Schnell gib her!“ sagte sie erregt, als sich Augusts Rechte des Geschenks bemächtigen wollte.

„So,“ sagte sie endlich beruhigt, als das Geldstück in ihrer Hand verschwunden war, „und jetzt denke du lieber gar nicht mehr daran . . . Es war eine Dummheit vom Onkel!“

„Aber der Onkel hat es doch mir geschenkt,“ entgegnete August trotzig. Die Mutter suchte ihn zu besänftigen:

„Es gehört auch dir, und später einmal soll's dir zur freien Verfügung stehen. Doch jetzt bist du noch zu jung. Und Geld ist in unrechten Händen der Schlüssel zur Hölle . . . Nun schlag' dir die Sache aus dem Sinn und sei zufrieden!“

August jenkte den Blick und heftete die Augen wieder auf den grünen Lorbeerkranz. Plötzlich war ihm, als läge der goldene Wundertaler wieder dort . . .

Doch er sollte ja die ganze Geschichte wieder vergessen, nicht mehr darüber nachsinnen. Warum nur? War's denn ein Verbrechen, an den Augenblick zurückzudenken, der ihn so beglückt hatte? Was hatte das für eine Bewandnis mit dem „Schlüssel zur Hölle“? Solche Fragen und Gedanken summten August durch den Kopf, und wenn Frau Chrsam die Absicht verfolgt hätte, dem Knaben den Zwischenfall in unauslöschlicher Weise einzuprägen, so hätte sie es nicht anders anfangen müssen, als sie getan, lag doch nun mit einem Mal der schillernde Schleier des Geheimnisvollen über dem verlorenen Glück.

Wohl bemühte sich August, den Rat der Mutter zu befolgen und all die Wünsche von sich zu werfen: er holte seine Schulhefte hervor, um durch eifriges Lernen das Spiel der Vorstellungskraft zu bannen — es half ihm nichts. Die langen Zahlenreihen seiner Rechnungen erinnerten ihn wider Willen an den Wert des vermischten

Besitztums, und das Gedicht, das er auswendig lernen sollte, gaukelte ihm erst recht den Zauber des Goldes vor; denn es erzählte, wie der König den berühmten persischen Dichter Firdusi mit kostbaren Geschenken überhäufte, um zum Ruhme noch den Reichtum zu fügen.

Wie August so den Rat und Wunsch der Mutter umsonst mit seinen Gedanken auszuwöhnen suchte, flog ihm auch die Frage durch den Sinn, was wohl der Vater zu dieser Sache gesagt haben würde. Er erinnerte sich an diesen und jenen Zwischenfall, wo die Eltern in ihrer Ansicht durchaus nicht übereingestimmt hatten. Auch in bezug auf seine Taten und Streiche war das öfters der Fall gewesen.

„Ach, laß ihm doch die Freude!“ Dieses Wort des Vaters hatte ihn von mancher mütterlichen Warnung entbunden und ihm gestattet, manch ein Gelüste zu befriedigen. Eines solchen längst vergangenen Ereignisses entsann er sich noch, als ob es gestern geschehen wäre.

Als kleiner Knabe hatte er sich einst an einem Sommernachmittag während eines heftigen Gewitters im hohen Gras der Wiesen versteckt, die sich hinter dem Hause ausdehnten. Die Mutter hatte ihm vormittags verboten, seinem Lieblingsport, dem Baden im nahen Flusse, obzuliegen; deshalb hatte er sich einen Ersatz gesucht, indem er sich entkleidet ins Gras warf und sich vom strömenden Gewitterregen tüchtig abkühlen ließ. Entsetzt hatte damals die Mutter die Hände über dem Kopf zusammengeslagen, als August nach Hause kam und seine Tat eingestand; allein der Vater hatte freudig gelacht und gesagt: „Das macht dir so schnell keiner nach! Wohl, eine tüchtige Begießung hast gekriegt, du Wasferratte!“

Und die Bedenken und Klagen der Mutter mußten vor dem offenen Beifall des Vaters verstummen. Ob ihn dieser nicht auch heute hätte gewähren lassen? Gewiß! Und darum konnte es kein Verbrechen sein, wenn er sich in Gedanken des Kleinodes wieder bemächtigte und sich danach sehnte, es wieder zu besitzen.

Beim Abendessen, wo er mit der Mutter bei Tische saß, war es ihm zum ersten Mal in seinem Leben unbehaglich zumute, als jene ihre Augen prüfend und sorgenvoll auf ihm ruhen ließ; allein in Gedanken an den Freimut des Vaters fand er rasch seine Fassung wieder, gab der Mutter auf ihre tastenden Fragen klare Antworten und wußte sie so zu beruhigen. Er hatte nämlich einen festen Entschluß gefaßt. Seine großen Pläne und Wünsche wollte er von nun an ganz für sich behalten, um der Mutter nicht unnötige Sorgen zu bereiten; niemand jedoch sollte ihn daran hindern können, im Sinne seines verstorbenen Vaters, frei und keck, zu leben und zu handeln.

Die Erinnerung an diesen war in seinem Herzen so lebendig geworden, daß er die ganze Nacht von ihm träumte und ihn in immer neuen Bildern vor sich sah.

Am Morgen erwachend mußte er sich erst eine Weile besinnen, ob denn der Vater wirklich gestorben war; als ihm die Gewißheit seines Todes wieder zum Bewußtsein kam, besiel ihn eine seltsame, dunkle Schwermut.

II.

Augusts Schulweg führte ihn über eine kleine Hängebrücke, die das breite Bett der Aare übersetzte. Zu An-

fang des Sommers kam der Fluß jeweilen mit strömenden Wassern einhergezogen; im Spätsommer, wenn im Gebirge die Schneeschmelze vorüber war, sanken die Wogen bedeutend zurück, und an den eingebogenen Ufern traten die weißen Kieslager hervor. Aber wenn die Wasser auch gemächlicher daherkamen, so blieb die Flut doch reich und stark; nur ein tüchtiger Schwimmer durfte es wagen, den Fluß zu durchqueren und mit den Armen über seine Untiefen hinwegzurudern.

In dieser Gegend kannte August den Fluß so gut wie seine Hosentaschen, bespülten doch die grünen Wogen die Grenzen des elterlichen Besitzums, die langgestreckten Matten, die das alte Haus umgaben. Von den heimischen Ufern aus war August schon als kleiner Knabe oft mit seinem Vater in den Fluß getaucht und dabei zu einem tüchtigen Schwimmer geworden. Jeder warme Sommer und Herbsttag sah ihn in den grünen Fluten, und wenn sie ihn auch eine Weile flufabwärts trugen, so konnte er doch auf eigenem Grund und Boden landen und zu Fuß nach der Ausgangsstelle, einem hölzernen Badehäuschen, zurückkehren.

Das war eine Lust gewesen, mit dem Vater um die Wette die schäumenden Wogen zu teilen und von Ufer zu Ufer zu schwimmen! Seit drei Jahren schon mußte er nun dessen fröhliche Gesellschaft entbehren; trotzdem war ihm gerade dieses Vergnügen das liebste geblieben, da ihm der Verstorbene nirgends so lebendig vor Augen trat, als wenn sich August furchtlos und entschlossen in den Wassern des Stromes tummelte.

Mit bewußtem Stolz ließ August denn auch seine Blicke über die Wasser schweifen, wenn er die kleine Brücke betrat, und beobachtete, wie die Sonne in tausend kleinen Sternen auf den Wellen glitzerte und funkelte.

Es war an einem heißen Sommernachmittag, als August, die Schulmappe unter dem Arm, über das Brücklein schritt. Ein angst-erfüllter Schrei schreckte ihn aus seinen Gedanken auf. Rasch emporblickend, sah er einen Mann den steilen Hügelhang von der Stadt her sich herunterstürzen; wie ein gehektes Wild kam die Gestalt über die Matten herabgesprungen und schien möglichst schnell das Ufer des Flusses gewinnen zu wollen. August glaubte zuerst, der Mann sei im Begriffe, eine Rettungstat zu unternehmen oder mindestens irgendeinen Gegenstand aus den Wassern zu holen. Umsonst jedoch schaute sich August nach einem

heranschwimmenden Objekte um. Nun geschah etwas, was ihn mit Schrecken über den Vorgang aufklärte. Vorwärtseilend sah er, wie der bärtige Mann auf einmal dem Fluß den Rücken zudrehte, und jetzt — mit keuchendem Aufschrei ließ er sich rücklings schwer ins Wasser fallen. Gligierend im Sonnenschein bligte der Schaum, während die dunkle Gestalt rasch in den Wogen verschwand.

Das alles war in einem Augenblick geschehen — einem Augenblicke, der August mit Entsetzen erfüllt und zugleich seine ganze jugendliche Tatkraft aufgestachelte hatte. Mit Blitzesschnelle warf er die Büchermappe von sich, riß sich den Rock vom Leibe, stürzte die Böschung hinunter und sprang entschlossen in die Fluten.

„Jetzt zeige, was du kannst!“ Es war ihm, als hätte die kraftvolle Stimme des Vaters diese Worte ausgerufen. Von jungem Heldenmut erfüllt, tauchte er unter. Der Körper des Lebensmüden wurde jetzt von den Wo-



Bauernmädchen aus dem Jura. Nach Original lithographie von Jeanne Pétua, Winterthur.

gen den offenen Armen des Knaben entgegengetragen, und mit Aufwendung aller ihm zu Gebote stehenden Kraft gelang es August, den Kopf des Mannes an den Haaren über Wasser zu halten. Nun war das Schwerste schon getan. Er stieß und stemmte seine Beine den Fluten entgegen, und nach fünf, sechs kühn ausgreifenden Zügen vermochte er zu stranden. Von unbewußter letzter Lebenskraft getrieben, klammerte sich der andere ans Ufer an, während der Retter sich nur noch mit Müß' und Not emporzuarbeiten vermochte. Als August wieder festen Boden unter den Füßen hatte, gelang es ihm jedoch, den schwächlichen Mann vollends ans Land zu schaffen.

Vorübergehende Leute hatten den Zwischenfall wahrgenommen. Ein Begarbeiter sprang herzu und begann den Körper des Geretteten zu rütteln und dessen Arme emporzuheben. Aus Mund und Nase floß ihm Wasser; dann schlug er die Augen auf und begann zu atmen.

Aller Augen waren noch auf den zum Leben Wiedererweckten gerichtet, als von der Stadt her ein wehklagendes Geschrei ertönte und eine kleine Frau die Böschung herabgeeilte kam.

„Jesus! Jesus! Mein Mann!“ schrie sie in einemfort. Bald stand sie händeringend inmitten der andern; aber als sie sah, daß er noch lebte, warf sie sich weinend über ihn, und ein seltsames Leuchten ging über ihr Gesicht. Dann ergriff sie die Hand des Arbeiters und wollte ihm tränenden Auges für die Rettung danken. Doch dieser wies den Dank zurück, zeigte auf August und sagte:

„Nicht ich . . . Der da hat's getan! Er ist der Lebensretter. Bei Gott, ein junger Held!“

Zitternd von der überstandenen Anstrengung war August dagestanden; nun blickten ihn alle bewundernd an, während die Frau ergriffen ausrief:

„Vom Himmel ist er dazu bestimmt worden! O du lieber, guter Bub!“

„Ja, mein braver Junge,“ ergänzte ein älterer Herr, der näher auf August zutrat und ihm mit einer Gebärde würdevoller Anerkennung die Hand auf die Schultern legte, „ja, du hast eine große Tat getan, du mutiger Lebensretter . . . Sag mir, wie heißest du?“

August nannte seinen Namen, während der Herr zufrieden nickte; dann hieß er ihn seinen Rock anziehen und bestand darauf, ihn nach Haus zu begleiten. August, dessen sich eine große Erschöpfung bemächtigte, folgte willig den freundlichen Ratschlägen. Er wehrte sich auch nicht, als der Herr ihm seinen leichten Mantel um die Schultern legte und die Büchermappe unter den Arm nahm; er dachte nur immer:

„Wie wird sich die Mutter freuen, wenn sie vernimmt, daß ich etwas getan, was alle Menschen rühmend anerkennen!“

Doch die Enttäuschung blieb nicht aus. Mit Schreckensrufen, die einer immer wachen schlimmen Ahnung entsprangen, eilte Frau Chrsam den Ankömmlingen entgegen. Erst als sie durch den Herrn erfahren, was geschehen war, beruhigte sie sich einigermassen und fand ein Wort kühler Anerkennung. Allein der Gedanke an die Todesgefahr, der ihr Sohn mit knapper Not entronnen, ließ keine hingebenden Empfindungen in ihr aufkommen, und ihre Bewunderung, die sie rasch zu verheimlichen suchte, paarte sich alsogleich mit einem unbehaglichen Gefühl der Ent-

fremdung. Wohl wußte sie den edeln Antrieb, dem der Knabe gefolgt, zu schätzen; die hitzige Entschlossenheit jedoch, mit der er zur Tat geschritten, war ihr unfassbar und erfüllte sie mit zitterndem Bangen. Schon glaubte sie in dem Knaben Kräfte am Werke zu sehen, über die sie früher oder später keine Macht mehr haben würde. . .

Raum hatte sie indessen den Herrn verabschiedet, der sich anerbieten, die Abwesenheit Augusts in der Schule zu entschuldigen, so sah sich Frau Chrsam veranlaßt, ihren Jungen ins Bett zu schicken und nach dem Arzt rufen zu lassen. Ein heftiger Fieberfrost begann den jungen Lebensretter zu schütteln und drohte sein Dasein in eine Todesgefahr zu bringen, die durch eigene Willenskraft nicht zu überwinden war.

III.

Vier Wochen vergingen, ehe August genes und wieder zur Schule gehen konnte. Müde schlich er den Weg empor, der auf die Höhe der Stadt und nach dem Schulhaus führte. Ein Gefühl körperlicher Schwäche beherrschte ihn. Nach all der stillen Einsamkeit, die ihn während seiner Krankheit umgeben hatte, bangte ihm — dem sonst so selbstbewußt und sicher Auftretenden — vor dem lauten und rücksichtslosen Gemimmel, das ihm in der Schule entgegentreten würde. Der kalte Schweiß trat ihm auf die Stirn, am liebsten wäre er wieder nach Hause gegangen. Nur der Gedanke an die Mutter hielt ihn davon zurück. Wie oft hatte sie während seiner Krankheit mit sorgenvoller Miene von den unfreiwilligen Ferien gesprochen, wie oft der Befürchtung Ausdruck gegeben, daß er den Zusammenhang des Unterrichts verlieren und zurückbleiben könnte! Was soll nur aus deinem Zeugnis werden? Wie willst du das Versäumte nachholen? . . . Frage recht Sorge, daß du bald wieder zur Schule gehen kannst. . .

Solche Aeußerungen hatte er während der letzten Wochen tagtäglich gehört, sodaß er schließlich froh war, wieder zu gehen und dem sorgenvollen Gesicht der Mutter zu enttrinnen.

Als August mit müder Langsamkeit die Treppen des Schulhauses emporgeschlichen war und nun das Zimmer seiner Klasse betrat, begann eben im Korridor die Glocke zu lärmern, die den Beginn des Unterrichts ankündigte. Seine Kameraden, die glaubten, der Lehrer trete ein, suchten rasch ihre Plätze zu gewinnen und stramme Haltung anzunehmen. Dies brachte August zum Bewußtsein, daß der Vormittag mit der Deutschstunde beginne. Diese Tatsache vermehrte sein Unbehagen; denn der Lehrer des Deutschen, Herr Töner — von den Schülern auch in Rücksicht auf seine immer laute und barsche Stimme „der Ton“ geheißten — war wirklich nicht sein Lieblingslehrer.

August blieb indessen keine Zeit, über das Kommende nachzudenken; denn kaum hatten die Kameraden ihren Irrtum bemerkt, als ein Geflüster der Bewunderung durch die Reihen ging:

„Der Chrsam! Der Lebensretter! Der Wasserheld!“ so ging es von Mund zu Mund. Trotzdem wagte man nicht mehr sich von der Stelle zu rühren, konnte doch jeden Augenblick der „Ton“ die Türe aufsperrern, und dann hieß es: an seinem Platze sein, um zur Begrüßung des Lehrers mit einem Ruck vom Stuhle emporzu-

schnecken gleich einer Rakete. Wehe dem, der dabei nicht das richtige, schneidige Tempo entwickelte:

„Der Kerl hat wohl Blei in den Hosen!“ rasselte die Stimme des Herrn Löner im prächtigsten preussischen Feldwebelton, und der Sünder hatte Gelegenheit, im Aufhüpfen eine Privatvorstellung zu geben.

Die Aussicht, gleich beim Wiedererscheinen zum Gaudium seiner Mitschüler den Hampelmann machen zu sollen, verursachte dem elegisch gestimmten Rekonvaleszenten peinliche Bangigkeit. Er beeilte sich deshalb, ebenfalls seinen Platz zu gewinnen. Kaum hatte er sich, von diesem und jenem mit flüchtigem Kopfnicken begrüßt, auf seinen Stuhl niedergelassen, als jemand seine Schulter berührte und er, sich umwendend, gewahr wurde, daß Willy Wildbolz neben ihm stand, ihm zum Gruße die Hand bot und mit vernehmbarer Stimme sagte:

„Grüß' dich, Gust! Ich freu' mich, daß du wieder gesund bist. Meine Mutter hat gesagt, du habest eine edle Tat getan und ich soll dir gratulieren. Wir alle bewundern dich!“

Die kleine Festrede klang zwar etwas auswendig gelernt; trotzdem verfehlte sie nicht, auf August einen mächtigen Eindruck zu machen. Tränen stolzer Rührung traten ihm in die Augen. Stotternd vermochte er nur zu sagen:

„Ich danke dir . . .“ Und als er jetzt von hier- und dorthier mit gedämpfter Stimme sagen hörte: „Das hat mein Vater . . . Das hat man bei mir daheim auch gesagt“ und so weiter — da war mit einem Mal seine müde Resignationsstimmung verschwunden, und ein Gefühl wohlthuenden Selbstbewußtseins begann ihn zu erfüllen. Ihm war, als hätten ihn seine Kameraden sich zum Führer, zum Feldherrn erwählt, als stünde er nunmehr an der Spitze des kleinen Regimentes, das rings um ihn her die Stühle besetzt hielt und die Blicke auf ihn richtete, wie um jederzeit bereit zu sein, seine Befehle entgegenzunehmen und auszuführen. Der Gedanke, die ganze Knabenschar von nun an nach seinem Wunsch und Willen lenken zu können, hatte etwas Berausches für ihn, und sogleich erinnerte er sich jenes Soldatenkaisers, der mit einem Wort ganze Heerscharen gelenkt und von Sieg zu Sieg geführt hatte. . . Ja, er war entschlossen, alles zu tun, um sich die rasch gewonnene Sympathie seiner Genossen zu erhalten, ihre Ergebenheit und Achtung noch zu mehren.

Ein ohrenbetäubendes Gepolter rasselte jetzt in seine Träume. August zuckte zusammen. Aufschauend sah er, wie alle seine Mitschüler emporgefahren waren, gleich Rekruten in Achtungstellung dastanden und nach der plötzlich auffliegenden Tür starrten. Dort stand der rotbärtige „Ton“ schon auf der Schwelle und spähte mit



Schlittschuhläuferin. Nach Original lithographie von Jeanne Pétiou, Winterthur.

flehenden, hinter goldener Brille aus grauen Augen hervorschießenden Blicken in der Stube umher, während er zugleich unternehmend den angegrauten Katerschnurrbart strich und sein wohlbekanntes Knurren der Unzufriedenheit hören ließ. August ward sich mit Entsetzen bewußt: Jetzt war ihm das Mißgeschick des Sizenbleibens zugestoßen! Er war darüber so verduzt, daß er gar nicht daran dachte, den Fehler gut zu machen, sondern nur ein paar Blicke mit dem Lehrer kreuzte. Dieser trat nun gleich einem gestiefelten Kater vollends ins Zimmer, warf die Tür hinter sich zu und winkte den Schülern mit einer gnädigen Handbewegung, sich wieder zu setzen. Dann schritt er mit gravitätischen Schritten, gleich einem Löwen, der seiner Beute gewiß ist, rings um die Schulbänke herum, gewann endlich sein um eine Stufe erhöhtes Pult und ließ nochmals die Augen prüfend über die Klasse schweifen. August ahnte, daß diese Zurückhaltung nichts Gutes bedeutete, und in der Tat schossen nun mit einem Mal, wie Wasser, die einen Damm

durchbrechen, aus dem Munde des Lehrers die Worte hervor:

„Was zum Teufel ist denn mit dem Kerl dort los? Mit dem August Ehrsammeier?“ — Dem Namen seiner Schüler pflegte er als verächtliches Anhängsel einen „Meyer“ beizufügen — „Hat wohl auch die Hühnerseuche gehabt? Kann er seinen Allerwertesten nicht mehr vom Stuhl aufklappen? He?“

August, der verlegen in der Stube umherjah, gewahrte erst jetzt, daß mehrere seiner Mitschüler fehlten. Noch vor seiner Erkrankung war in der Schule die sogenannte Influenza ausgebrochen; dieser Tatsache ward er sich wieder bewußt, und nun verstand er auch die verächtlichen Reden des Lehrers, der sich offenbar nicht mehr an die Ursache seiner Erkrankung erinnerte. Wie ein eisfalter Wasserstrahl wirkte dies auf das eben noch hellauslodernde Selbstgefühl des Knaben.

„Na, will der Herr bald einmal seinen Gegenpol emporbewegen? Oder hat ihn die Faulenzia noch immer beim Kragen?“ so höhnte Herr Löner von neuem.

Nun aber schoß dem ehrfurchtigen Jungen der feurige Zorn in den Kopf. Obgleich eine bleierne Müdigkeit seinen Körper beherrschte, schnellte er augenblicklich empor, um sich zu verteidigen; allein er hatte noch kein Wort gesprochen, als es ihm schon widerstrebte, sich seiner Tat zu rühmen und zu sagen, wie er sich bei einer Lebensrettung seine Krankheit zugezogen. Er fühlte, das würde sich wie eine Großtuererei ausnehmen, und so brachte er trotz heftigster Erregung nur den Satz hervor:

„Ich bitte Sie, mich mit solchem Spott zu verschonen, den ich nicht verdiene...“

„Was, wie,“ rief Herr Löner aufbrausend, „der Kerl will sich's verbitten, daß man ihn Anstand lehrt? Noch ein solches Wort, und er kann zur Tür hinaus-spazieren. Draußen mag er dann mit den Händen in der Luft herumfuchteln, soviel ihm beliebt, und dazu heulen: ‚Ich habe recht!‘ Hier drinnen, da hat nur einer recht, und der bin ich!“

(Fortsetzung folgt).

Amor und Psyche.

Nach Apuleius in freier poetischer Form von Hugo Blümner, Zürich.

(Fortsetzung).

Am Boden ausgestreckt sieht ihrem Mann die arme Psyche nach, solange sie kann, und weint und schluchzt, bis endlich ihren Blicken die schnellen Flügel den Gemahl entrücken. Dann aber springt mit plötzlichem Entschluß vom nahen Uferstrand sie in den Fluß. Jedoch der Flußgott, der Cupido kannte, da dessen Flamme selbst die Fluten brannte, hat Furcht vor ihm, und seine Welle setzt am blumenreichen Ufer unverletzt sie schonend wieder ab. Es ruhte grade der Gott der Fluren, Pan, hier am Gestade: Echo, die Waldnymphe, hielt er umschlungen und lehrte sie, was ihr in's Ohr gedrungen von Tönen jeder Art, zu wiederholen. Ganz nah sah man in luft'gen Kapriolen die Ziegen springen und das Ufergras abrupsen. Psyche, die vom Uebermaß des Leidens ganz erschöpft war, rief nun Pan, der ziegenfüßige, zu sich heran und sucht ihr Trost zu spenden mildgesinnt: „Ich bin zwar nur ein Bauer, art'ges Kind, ein Hirt; jedoch bei meinen hohen Jahren hab' ich im Leben mancherlei erfahren, und wenn ich richtig es beurteilt habe (die klugen Leute nennen's ‚Sehergabe‘), so scheint es mir nach deinem schwanken Gange, der Blässe des Gesichts und da du lange und schwere Seufzer hören läßt, zumal man auch in deinen Augen liest die Qual: zu große Liebe drückt dich so darnieder. Nun höre meinen Rat: Stürz' dich nicht wieder ins Wasser, such' auch nicht in deiner Not auf irgendwelche andre Art den Tod! Laß deinen Kummer fahren, deinen Schmerz und mach' durch Bitten dir Cupidos Herz

geneigt; er ist verzärtelt und verwöhnt und wird durch schmeichelnd Flehen wohl versöhnt.“

So sprach der Hirtengott; doch Psyche schweigt zu seinen Worten; ehrfurchtsvoll nur neigt sie sich vor ihm und geht. Ein gutes Stück legt wunden Fußes mühsam sie zurück und kommt, des Wegs unkundig, müd' und matt, wie schon der Tag sich neigt, in eine Stadt, wo König war der einen Schwester Gatte. Sobald nun Psyche das erfahren hatte, ließ sie die Schwester ihre Ankunft wissen. Bald ward sie auch zu ihr geführt; mit Küßen begrüßen sie sich in gewohnter Weise, und von der Schwester nach dem Grund der Reise befragt, erzählt sie so mit schlauer List:

„Wie dir gewiß noch in Erinnerung ist, gabt ihr den Rat, ich solle jenes Tier, das fälschlich Mann sich nennend neben mir zu ruhen pflegte, eh' ich noch mein Ende in seinem ungeheuern Rachen fände, mit scharfem Messer bringen um. Allein, als ich, wie abgemacht, beim Kampenschein sein Antlitz zu Gesicht bekam, was sah ich für ein wunderbares Wesen da! Der Venus eigner Sohn, schön wie der Tag, Cupido war's, der da sanft schlummernd lag! Und während ich, ins Schauen ganz versunken und von der übergroßen Wonne trunken, nicht los mich reißen kann von diesem Blick, da will es ein unselig Mißgeschick, daß siedend heißes Öl die Lampe sprühte, das seiner zarten Schulter Haut verbrühte. Der Schmerz weckt aus dem Schlaf ihn, er erblickt mich mit dem Licht, den blanken Stahl gezückt, und spricht: ‚Solch' ungeheurer Frevel trennt von meinem Lager dich; es ist zu End'“